

Thomasmesse

Ansprache von Michael Kapeller

Sonntag, 25. Oktober 2020, Klagenfurt-Don Bosco

Das Evangelium dieses Sonntags (Mt 22,34-40) berichtet von einem kurzen Gespräch Jesu mit einem Gesetzeslehrer. Obwohl die Motive dieses Schriftgelehrten nicht unproblematisch waren – Matthäus vermerkt, dass er Jesus versuchen wollte – erschließt sich hier in wenigen Sätzen das Herzstück jüdisch-christlichen Glaubens: das Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe. Das Vorbereitungsteam hat mich gebeten, mich in dieser Ansprache nur auf den ersten Teil, die Gottesliebe, zu beziehen. Das Gebot der Nächstenliebe wird dann bei der kommenden Thomasmesse im Zentrum stehen.

Ich möchte mich dem, was Gottesliebe bedeuten könnte, in fünf Schritten annähern.

Beginnen möchte ich bei den Worten der Bibel selbst. So antwortet Jesus auf die Frage des Gesetzeslehrers nach dem wichtigsten Gebot im Gesetz: *„Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit deinem ganzen Denken“* (Mt 22,37). Damit verweist Jesus auf das zentrale Glaubensbekenntnis des Volkes Israel. Im Buch Deuteronomium wird dieses Bekenntnis eingeleitet mit den Worten: *„Höre Israel! Der Herr, unser Gott, der Herr ist einzig“* (Dtn 6,4). Und dann weiter: *„Und diese Worte, auf die ich dich heute verpflichte, sollen auf deinem Herzen geschrieben stehen. Du sollst sie deinen Kindern wiederholen. Du sollst sie sprechen, wenn du zu Hause sitzt und wenn du auf der Straße gehst, wenn du dich schlafen legst und wenn du aufstehst“* (Dtn 6,6f). Diese Worte sollen uns Handgelenk gebunden, als Schmuck auf der Stirn getragen und auf die Türpfosten des Hauses geschrieben werden. Das *Höre Israel*, begleitet Jüdinnen und Juden bis heute durch jeden Tag, durch das ganze Leben. So wie Jüdinnen und Juden Gott erleben, so spricht Jesus auch von Gott, seinem Vater. Das veranlasst mich zu einer ersten mir wichtigen Überlegung: Der Gott Israels ist auch der Gott Jesu Christi und damit von uns Christen. Wie das Volk Israel über die Geschichte hinweg Gott als gerecht und barmherzig, als rettend und befreiend, als strafend und heilend, erfahren hat, so hat ihn auch Jesus uns übermittelt. Wenn wir uns ihm zuwenden – denkend, ringend, glaubend – so im Wissen, dass wir darin auf den Schultern unserer älteren Brüder und Schwestern im Glauben, den Juden, stehen. Die Gottsuche von Jüdinnen und Juden bis heute ist die Basis, dass auch wir als Christinnen und Christen Gott suchen und erfahren können. Darauf werde ich am Ende meiner Ansprache nochmals zurückkehren.

In einem zweiten Gedanken möchte ich mich dem Wort *„Gott“* zuwenden. Hier nehme ich doch eine deutliche Veränderung wahr: in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts klagten Theologen noch darüber, dass das Wort Gott im Alltag und mehr noch der Durchschnittstheologie so oberflächlich und sorglos gebraucht würde, dass einem dabei ein leichtes Gefühl der Übelkeit befällt – so Hans Urs von Balthasar. Heute müssen wir wohl eher ein weitgehend unbemerktes Verschwinden des Wortes *„Gott“* aus dem Sprachgebrauch vieler Menschen feststellen. Das lässt sich durch den Verlust von Redewendungen wie *„Grüß*

Gott“, „Gott sei Dank“, „Helf Gott“ oder „In Gott`s Namen“ belegen. Zugleich hat sich das Wort „Gott“ in den letzten Jahren aber neu in der Jugendsprache etabliert. Dort begegnet es als überraschter bis begeisterter Ausruf „O my God“ und als Kürzel „OMG“ in WhatsApp-Nachrichten. Was sagt nun aber das deutsche Wort „Gott“ aus? Darüber hat Karl Rahner intensiv nachgedacht und dieser Frage in seinem „Grundkurs des Glaubens“ eine eigene Meditation gewidmet. Das Wort „Gott“, so Karl Rahner, verrät uns noch nichts darüber, was damit gemeint ist. Erst wenn wir diesen Begriff konkretisieren und Gott als „Herrn“ oder „Vater“ bezeichnen, können wir eine Vorstellung entwickeln, was mit diesem Wort gemeint sein könnte. Das Wort „Gott“ verweist auch nicht auf eine Wirklichkeit, die klar zu erkennen und zu benennen ist. Es gibt keinen Gegenstand und auch keine Erfahrung, wo wir sagen können, das ist Gott. Paradoxerweise erweist sich jedoch gerade die Konturlosigkeit dieses Wortes als überaus angemessen, denn Gott lässt sich nicht auf den Begriff bringen, er ist und bleibt der Namenlose, der Schweigende, der immer da ist. Darin ist er jedoch auch derjenige, der übersehen und übergangen werden kann. Somit weist das Wort „Gott“ eine Eigenschaft auf, die nur ihm zukommt: es bringt eine Wirklichkeit zur Sprache, die nicht begrifflich gebannt bzw. eingegrenzt werden kann.

In einem dritten Schritt möchte ich nun auf die Forderung der Gottesliebe zu sprechen kommen. Dabei sehe ich mich gleich mit zwei Fragen konfrontiert: „Wie ist es möglich, Gott zu lieben?“ Und dann weiter: „Lässt sich Liebe, wie wir es im Evangelium gehört haben, überhaupt als Gesetz vorschreiben?“ Beginnen möchte ich bei der zweiten Frage. Im biblischen Sprachgebrauch meint „Gesetz“ keine verbindliche Anordnung, die mit entsprechender Strafandrohung zu befolgen ist. Das Wort Gesetz ist vielmehr zu übersetzen mit „Weisung“. Und diese göttliche Weisung verdankt sich ganz unmittelbar einer Erfahrung, nämlich der Erfahrung, dass Gott sein Volk begleitet, sich mit ihm in einem Bund verbunden hat und seinem Volk die Treue hält. Gottesliebe wird zum Gesetz, zur Weisung erhoben, weil es höchst klug, ja notwendig ist, diesem Weg zu folgen, damit sich die Erfahrung des Mitgehens Gottes in Gegenwart und Zukunft fortsetzt. Wie ist es nun aber möglich, „Gott zu lieben“, wenn er – wie uns Karl Rahner vor Augen geführt hat – zwar immer da ist, aber doch der Namenlose, der Schweigende bleibt? Einen Hinweis habe ich im Apostolischen Schreiben „Gaudete et exsultate“ von Papst Franziskus gefunden. Er beschreibt darin Formen und ganz konkrete Wege zur Heiligkeit auch in unserer Zeit. Die Voraussetzung ist, sich der Möglichkeit einer Wirklichkeit in und über einer mathematisch berechenbaren Wirklichkeit zu öffnen. Wer dies vermag, erfährt sich darin zunächst nicht in einer aktiven, sondern passiven Rolle. Denn diese Wirklichkeit, die wir „Gott“ nennen, erschließt sich, wühlt auf, irritiert, fordert heraus, vermittelt Einblicke und Erkenntnisse und berührt. Wer sich darauf einlässt, so Papst Franziskus, wird zur Quelle seines bzw. ihres Lebens geführt. Der Papst wörtlich: *„Es geht um den Sinngehalt meines Lebens vor dem Vater, der mich kennt und liebt; es geht um den wahren Sinn meiner Existenz, die niemand besser kennt als er“* (Gaudete et exsultate, 170). Die Antwort, die Reaktion darauf, ist Dankbarkeit, Liebe, Gottesliebe.

„Ist das nun aber nicht etwas gar zu glatt?“ – Ich kenne Menschen, die sich dieser Wirklichkeit „Gott“ öffnen möchten und doch leer und alleine zurückbleiben und auch in unserer Gesellschaft findet diese existenzverändernde Wirklichkeit kaum mehr einen Niederschlag. Damit möchte ich mich in einem vierten Schritt meiner Ansprache beschäftigen. Ich beginne

bei der persönlichen Betroffenheit, Gott nicht erfahren zu können. Dies gehört wohl zu einem der größten Irritationen des christlichen Glaubens. Dabei handelt es sich jedoch nicht um ein Phänomen unserer Zeit. Bereits im 16. Jahrhundert sah sich der spanische Mönch Johannes vom Kreuz, damit konfrontiert, Gottes Nähe nicht mehr erfahren zu können. Er sprach in diesem Zusammenhang von der Nacht des Glaubens. Thérèse von Lisieux wiederum führte dieses Gefühl des Verlassen-Seins von Gott im Frankreich des 19. Jahrhunderts nahe zum Atheismus und trieb sie beinahe in den Suizid. Wie lässt sich diese Erfahrung einordnen? Gar nicht. Denn Gott ist größer und anders. Unser Verstand, unsere Emotion vermögen ihn nicht zu fassen und auf den Punkt zu bringen. Orientierung bieten kann der Blick auf Jesus Christus: in ihm ist Gott uns menschlich nahe gekommen und darum trägt seitdem jede zwischenmenschliche Begegnung das Potenzial der Gotteserfahrung in sich. Darauf weist Jesus seine Jünger hin, wenn er ihnen den Beistand Gottes verheißt: *„Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“* (Mt 18,20) Welche Rolle soll und kann aber Gott noch in unserem Zusammenleben, in Staat und Politik spielen? Als Christen Mitteleuropas haben wir mittlerweile im Durchgehen durch die Aufklärung die Autonomie staatlicher Autorität zu akzeptieren und wohl auch zu schätzen gelernt. Lässt sich aber ohne Gott ein Staat machen? Diese Frage stellt sich immer dann, wenn es um Verfassungen – wie 2004 um die Verfassung der Europäischen Union – oder um zentrale ethische Fragen wie den Schutz ungeborenen Lebens oder die Frage nach einem assistierten Suizid für unheilbar Kranke geht. Dafür möchte ich zwei knappe Anmerkungen anbieten: Meines Erachtens eignet sich Gott nicht als Argument für oder gegen eine politische Position. Und schon gar nicht lässt er sich wie eine Keule verwenden, die immer dann ausgepackt wird, wenn es in einer ethischen Frage ein unliebsames Gesetz zu verhindern gilt und zwar mit dem Hinweis: dies widerspricht Gottes Willen. Sehr wohl kann aber der Gottesbezug im politischen Diskurs nochmals stärker deutlich machen: die Würde jedes einzelnen Menschen ist unveräußerlich und unverhandelbar, weil wir Menschen uns und unser Leben nicht selbst in der Hand haben, sondern weil uns das Leben geschenkt wurde und wir uns darin etwas oder jemand verdanken, den wir Gott nennen. Dieser Gottesbezug lässt sich in einer säkularen Gesellschaft zunehmend weniger verordnen oder als selbstverständlicher Konsens außer Streit stellen, er gewinnt seine Überzeugungskraft und seine Bedeutung nur durch das Zeugnis möglichst vieler, die daraus leben.

Damit komme ich in einem fünften Schritt an das Ende meiner Überlegungen und knüpfe dabei an den ersten Gedanken, den Gottglauben des Judentums, an. Im Judentum gibt es das Verbot, den Namen Gottes auszusprechen. So wird die Bezeichnung Jahwe mit Adonai, Herr ersetzt. Darin drückt sich die Ehrfurcht vor dem Mysterium Gottes aus. Zugleich wissen Juden und von ihnen auch wir Christen, dass wer betet, in eine direkte Begegnung mit Gott eintritt. Hier erfährt Gottesliebe eine besondere Unmittelbarkeit und Vertrautheit.

In dieser Haltung hat uns Martin Buber in Anlehnung an Psalm 139 folgendes Lied als Gebet überliefert, mit dem ich nun auch meine Ansprache schließe:

„Wo ich gehe – du!
Wo ich stehe –du!
Nur du, wieder du, immer du!

Du, du, du!
Ergeht`s mir gut – du!
Wenn`s weh mir tut – du!
Nur du, wieder du, immer du!
Du, du, du! Himmel – du, Erde – du,
Oben – du, unten – du,
Wohin ich mich wende, an jedem Ende
Nur du, wieder du, immer du! Du, du, du!“